

Sutter-Mareili

Autor(en): **Stump, Emma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 24

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640369>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jahren das Schifflin des Hilfsvereins und seiner Ferienversorgung mit Liebe und Geschick geleitet. Möge das Werk fernerhin solche Förderer finden; dann ist uns um seine Zukunft nicht bange.

Sutter-Mareili.

Von Emma Stump.

Hofwil! Oft denke ich der Tage, da ich daselbst im Lehrerseminar als Hausmutter amtierte. Bunte Bilder, frohe, glückliche und trübe, treten alsdann vor mein seelisches Auge, wie es so jedem geschehen mag, der in alten Erinnerungen herumfrant.

Sutter-Mareili, das betagte, gebückte Weiblein! — immer wieder kehrt sein freundliches, vertrautes Bild bei mir ein. Meine Gedanken weilen dann oft lange bei den lieben Erinnerungen aus den Tagen, da ich der Alten Besuche abstattete, von denen ich nie leer, wohl aber mit frischem Mut, fröhlich und getrost zu meiner Arbeit heimkehrte.

Vom „großen Haus“ in Hofwil, wie es von den Leuten der Umgegend schlechtweg genannt wird, ging ich das Sträßchen hinunter, das nach Münchenbuchsee führt. Einst hatte dies Haus die berühmte Fellenbergische Erziehungsanstalt beherbergt. Heute ist daselbst ein Teil des bernischen Lehrerseminars untergebracht. Das erste Haus links am Sträßchen ist das Lehrerhaus. Zu Fellenbergs Zeiten ist auch dieser Bau erstellt worden, zum Teil als Wohnhaus für die verheirateten Lehrer des Instituts mit ihren Familien, aber zugleich auch als Quartier- und Gasthaus für die Fremden aus aller Herren Länder, die der berühmten Erziehungsanstalt Besuche abstatteten.

In der Folge ist es ein Miethaus geworden, das von zahlreichen, meist armen Familien, bewohnt wird. Ich steige nun eine Treppe hinan und wende mich links durch den breiten Gang. Mein Weg führt an Gruppen von zwei, drei und mehr Kindern vorbei, die auf den verschiedenen Türschwällen lauern oder sich im Gang herumtollen. Bis zu der zweitletzten Tür rechter Hand dringe ich vor und klopfe an.

Ein freundliches: Kume-n-me! der mir so wohlbekanntes Stimmchen ermuntert mich, die Türe zu öffnen. Von Mareili sehe ich vorerst nichts, doch ich ahne, wo es sich aufhalten mag. Ich trete also in das freundliche Gemach, das die Winterbehausung des Weibleins, Küche und Schlafstube zugleich, vertritt. Ein breites Fenster, der Türe gegenüber, ist ein wenig geöffnet und läßt wohlthuenden Winter Sonnenschein einkehren.

Zunächst durchschreite ich den Teil des Raumes, der die Küche vertritt. Rechts an der Wand steht das Speischränklein, daneben ruht auf niedrigem Schemmel der gefüllte, kupferne Wassereimer, an dessen Rand das blanke Kupfergäzi hängt. Von der Wand her winken saubere Zwäscheln, und auf einem Gestell ruhen die buntbemalten Kannen, Teller und Tassen. Alles prangt in schönster Ordnung.

Links steht auf einer Sandsteinunterlage, als originellstes Stüd der primitiven Kücheneinrichtung, ein alter, grüner Kachelofen. Er mißt ungefähr 60 Zentimeter im Geviert, ist etwa 120 Zentimeter hoch und hat auf der Seite nach dem Fenster zu einen niedrigen Vorbau in der Art der Ofentritte.

Seine Oberfläche weist ein rundes Loch auf, das Raum gibt für eine mäßig große Pfanne. So vermögen die hier angefachten, prasselnden Holzfeuerlein zu tun, was sonst nach dem Sprichwort nirgends gelingt: Sie dienen zweien Herren zugleich. Sie kochen die Supplein der Herrin dieser Wohnstätte, bringen das Wasser für ihren schmackhaften Roffee zum Sieden und bedienen obendrein in ausgiebiger Weise den Heizofen. Denn, dank der ausgezeichneten Konstruktion des Grünen, der nach russischem Vorbild erstellt worden ist, geht im Winter kein kleinstes Teilchen der angenehmen Wärme verloren und sind auch Wände und Decke des Raumes vom Rauch nicht allzu sehr geschwärzt. — Zwischen

den Kochzeiten aber hocht auf dem Loch ein glänzender, kupferner Teekessel, wie eine brütende Henne auf ihrem Nest.

An kalten Winterabenden, wenn ich mich bei Mareili, in seinem Lehnstuhl sitzend, so recht behaglich fühle, wenn die strenge Winterkälte die Ofenwärme besonders nötig macht, dann gibt meine Freundin wohl noch ein paar Scheitlein zu. Bald fängt das Wasser zu sieden an. Die raschen Atembewegungen des Kessels lassen in regelmäßiger Folge den kleinen Messingdeckel am Mund des Ausgukrohres sich heben und senken. Der Kessel singt! — Dieses leise Summen und der feuchtwarme Hauch, der dem Kesselmund entflieht, erwecken so recht das Gefühl des Lebendigen, dem eine Seele inne wohnt, eine alte Kupferkesselseele, die vieles erlebt hat und auch vieles erzählen würde, wenn wir ihrem Singklang verständnisvoll zu lauschen vermöchten.

Die vordere Hälfte des Raumes bildet das Wohn- und Schlafgemach. Heller Sonnenschein giebt freundliche Heimlichkeit über das dürftige Stübchen. Rechts steht das hohe, mit buntem Katunüberwurf bedeckte Bett. Darüber schauen bunte Bildchen zu mir hernieder, die irgend ein Landschaftlein oder eine Bibelfigur wiedergeben. An der linken Wand steht unter einem winzigen Spiegelchen ein kleiner Tisch und daneben ein niedriger Armstuhl.

Halb verblüdete Daguerreotypien und Photographien hängen rund um das Spiegelchen. Aus ihren Rahmen blicken Menschen, deren größere Zahl wohl schon seit Jahren unter der Erde ruht. Auf meinen Gruß, den ich im Vorwärtsschreiten dem noch nirgends sichtbaren Mareili zurufe, tönt es an mein Ohr: „Aha, Dühr sit's, charmant, charmant, willkomme, willkomme!“ — Ein alter, freundlicher Frauenkopf schiebt sich beim Fenster vorn hinter der Kopfplade des Bettes hervor, und ein gebrechlicher Frauenkörper macht Anstrengungen, sich von einem niedrigen Stühlchen zu erheben. Ich bitte die Alte, ruhig sitzen zu bleiben und nehme selbst Platz ihr gegenüber.

Mareili war ein gebücktes, runzeliges Frauchen, und daß es gar so elend war und ausah, wie ein halbzugeklapptes Taschenmesser, wenn es sich am Stod mühsam vorwärts schob, daran war eine tüchtige Krankheit schuld, die in früher Jugend die zarte Menschenpflanze heimgesucht und den schwachen Körper gepackt und zermürbt hatte, ähnlich einem gewaltigen Nordwind, der ein zartes Bäumchen mit roher Gewalt schüttelt, bis es geknickt ist und eines frohen Aufwachsens verlustig gehen muß.

Als Jungmareili von der Krankheit aufstand, da war sein Rücken gekrümmt und wuchs fortan, trotz aller angewandten Tränklein und Heilmittel, nicht mehr gerade. Auf gebeugten Schultern mußte es die Last des Lebens tragen, lange, lange Jahre hindurch. Mareili wurde im Jahr 30 des letzten Jahrhunderts geboren. Als ich es kennen lernte, da hatte es schon sein siebzigstes Altersjahr überschritten.

Ob die Lebenslast schwer gewesen war? Zu Zeiten gewiß! Mareilis Mund wußte davon zu erzählen. Der Ausdruck seines guten Gesichts aber redete dabei eine gar freundliche Sprache der Versöhnung mit dem Lebensschicksal, daß einem warm und froh ums Herz wurde. Rasch ging Mareili von den trüben Bildern wieder zur Schilderung froher Erlebnisse über. Wie fröhlich konnten dann die grauen Augen lachen, wie beredt sein Mund erzählen von all dem Schönen und Freudvollen, das es genossen! Und die Worte, die von seinen Lippen flossen, waren das feine, alte Patrizier-Berndeutsch. Hatte doch Mareili sein ganzes Leben in Hofwil gelebt! Seine Kinderjahre fielen in die Zeit, da Hofwil der Sitz der berühmten Fellenbergischen Erziehungsanstalten war und Emanuel von Fellenberg noch selber seinen Schöpfungen vorstand.

Mareilis Vater war ein geschickter Schreiner und Drechler gewesen, den Fellenberg zu sich berufen hatte als Lehrmeister der vornehmen Jöglinge, von denen jeder neben seinen Studien sich in tätiger Handwerksarbeit üben mußte.

— Die Mutter war Wäscherin auf dem Gute. Da hielt sich Marelli als kleines Mädchen mit dem noch kleineren Brüderchen, das es hüten mußte, meist in der Nähe des Wäschereigebäudes auf.

„Dert bin i allets bim schöne Wätter uf em Bänkli g'fasse, wo my Mueter gwöschet het und ha mit myne chline Händlene glismet amene länge, länge Lismertrumpf, oder i ha mit mym Brüederli Tschiggli gemacht oder Verstedlis! Aber o wärche han i müeße. Alli Samstag z'Abend han i der Platz vor em Wöschhus lüder gwüsch! — I bsinne mi no guet, wie einisch d'Frou vo Fellebärg gradwägs uf ds Wöschhus zue cho isch, jußt wo-n-i my Bäse lustig ha la tanze. — „So, so, bisch flüchtig?“ het sie zue mer gseit u het mi so rächt fründlich agluegt, daß es mer no itz isch, i gschpüri d'Wermi, wo mir dä Blick i ds Härz gä het! Un i gleh no düttlig, wi du di fine Händ vo där Dame der Rod über d'Pantöffeli ufglüpft het, wo si über d'Steine gümperlet isch gägem Wöschhus zue. — Mir Guetslüt alli hei üi gueti Herrefrou recht gärn g'ha!

Vor em Papa Fellebärg, wi-n-är bi allne Guetslüt gheisse het, hei mir e große Respakt g'ha. Er isch würklich e Vater gñ für üs alli. Aber o gförchtet hei mir Chinder ne mängisch! — Wenn är uf sym Schümeli isch der här cho z'rite, de hei mir üses lute Tue uf ds Mal la sy und hein-is müslistill g'ha.“ — So erzählte Marelli.

Als das franke Brüderchen früh starb und Marelli seiner Tätigkeit als Pflegerin an ihm enthoben ward, da wurden seine Kräfte im Dienst der Gutsbesitzer in Anspruch genommen.

Bei einer Fräulein von Fellenberg, die in Hofwil ihr eigenes Haus bewohnte, leistete es als Kind schon Aushülfsarbeit und blieb auch später noch im Dienst dieser Dame. (Schluß folgt.)

Am Barometer.

Von Ch. Beaujon.

Zwischen zwei Bundeshäusern, dort, wo die Gemeinde Bern während der Kriegszeit statt duftender Blumen Kar-

toffeln wachsen ließ, steht ein Anziehungspunkt, der täglich viele Menschen anlaugt.

(Nun wird so ein weißer Bureauftratus natürlich das weiße Haupt schütteln und brummen: ein Punkt steht weder, noch saugt er an. — Sehr richtig!)

Die Hobaren und Hothermen spielen im Leben eine große Rolle. Schon das Schulkind steht hoffend und bangend vor dem Baro-Häuschen, wenn der Lehrer die Höhe der Quecksilbersäule abliest: 720, mittlerer Stand, Tendenz zum Steigen. „Mir göh!“ — „Bravo, mir göh!“ — „Sui, das isch tschent!“ — „Was leisich du ah, Meieli?“ — „Ja, dr Papa mueß mer mit dr Tondöse noch dr Neede puße.“ — „I nime Banane mit.“ — „N-n-ig e flotti Burewurfsch u gschwelkti Eier.“ — „Adio Herr Fankhuser — adio!“ So schnattert's hin und her.

Kaum ist die Kinderchar in alle Winde zerstoßen, kommt ein Pensionist daher. Kurzichtig, drückt er die Nase fest ans Glas, löst sie wieder und schnuppert. Einem Kollegen, der am Straßenrand auf Ablösung wartet, ruft er zu: „S' chönnt besser sy. We d'Biße dräiht, git's Käge, göb's Morge-n-isch. Dr Westwind wird se wohl möge g'meistere.“ — „Ja, i weiß de nid. D'Biße isch ihm drinn, aber we dr Föhn — — —“, meint der andere leise zweifelnd.

Dann saust in flottem Schwung ein Velofahrer heran — ein Blick — und schon hat er im Vorbeifahren die ganze Situation erfasst.

Jetzt, eine Dame, chic, grazios. In Begleitung natürlich. „Mon dieu, wär hätt dänkt, daß es wieder Käge gab! C'est partout la même chose — plus ça change.“ — „Heit Dir scho ghört, daß am Souptme Lombach es Unglück arriert isch?“ — „Nei, Dir säget o.“ — „Er isch bi dr Heiligeist-Chirchfestäge es paar Tritte abetrohlet und het drü — (dabei zeigt er auf die linke Brustseite) — broche.“ — „Drü Rüppi?“ — „Nei, drü Brissago.“ — „Farceur.“

Nun kommt gemessenen Schrittes ein Bernhardiner-Bari heran, hebt ein Bein, als wollte er sagen: ich pfeif auf die Welt, und trottet gemächlich wieder davon. Dem Hund scheint es wurst zu sein, ob hinauf oder hinunter, wenn doch nichts zum Fressen dran hängt.

Frank Heller: Die Diagnosen des Dr. Zimmertür. Detektivgeschichten.

Deutsch von Marie Franzos. — Copyright by Grethlein & Co., Zürich.

20

5.

Der Dichter des Goldes und des Feuers wohnte Amstelstraat 19, das stimmte, aber er war nicht zu Hause. War er nie zu Hause?

Doch, ziemlich oft, aber augenblicklich gerade nicht. Gestern abend gegen neun Uhr war er zuletzt sichtbar gewesen, aber später hatte er sich, wie in der Wohnung unten behauptet wurde, an andere Sinne gewendet, war also auch bei Nacht eine Zeitlang zu Hause gewesen. Wann er wieder fortging, hatte niemand beobachtet, auch nicht, wohin er gegangen war, aber man konnte die Läden seines Wissens mit Hypothesen ausfüllen, wie es die Wissenschaft ja immer tut. Wo Herr Portaels ah? Ah er überhaupt? Vermutlich, aber die Bewohner des Hauses hatten ihn ebensowenig bei diesem Akt überrascht, als sie je ein lebendes weißes Einhorn überrascht hatten. Hingegen trank er zweifellos, und alle Gasthäuser der Nachbarschaft konnten sich seiner Protektion rühmen, aber andere Details über seine Gewohnheiten würden dort kaum zu erfahren sein und auf jeden Fall keine Elogen.

Mit diesem Bescheid wieder auf der Straße angekommen, trennten sich die drei Nachforscher. Der Vertreter der Versicherungsgesellschaft legte die Sache in Herrn Groot's Hände und ging heimwärts. Der Kommissar machte sich auf, um der Reihe nach die erwähnten Gasthäuser zu untersuchen, und Doktor Zimmertür begab sich in Beeldemakers Bodega. „Haben Sie das Interesse an der Sache verloren?“

„In keiner Weise, lieber Groot. Aber ich habe mir eine Theorie gebildet.“

„Und darum halten Sie es für unnötig, Nachforschungen anzustellen?“

„Ja.“

„Worauf haben Sie Ihre Theorie aufgebaut?“

„Das werde ich Ihnen sofort sagen. Haben Sie Obens Briefe gelesen?“

„Nein.“

„Sie handeln nur von ökonomischen Dingen. Er hat den ökonomischen Imperativ in das Verhältnis der Dichter zu den Verlegern eingeführt. Soweit war die Sache ganz in Ordnung. Aber wenn ein Verleger plötzlich anfängt — allerdings, wenn ein Verleger dem Volke angehört, das sowohl Trocki wie Rothschild geboren hat — ja, ich gehe in die Bodega.“

Der Kommissar starrte ihn an.

„Wollen Sie sich nicht ein bißchen deutlicher erklären?“

„Nein, denn meine Theorie kann falsch sein, und dann würde ich den Lauf der Gerechtigkeit hindern, wenn ich Ihre Untersuchungen hinderte. Wir treffen uns in der Bodega.“

So geschah es. Gegen sieben Uhr abends fand Groot seinen Freund bei einer halben Flasche Wein, während die zwei Flaschen, die vorangegangen waren, durch ihre Kapselfen markiert wurden.

„Es ist aber wirklich höchste Zeit, daß Sie kommen“, sagte der Doktor, „man wird von diesem Besuwwein hungrig.“